



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Von dem Ursprung und den Absichten des Uebels

Villaume, Peter

Frankfurt und Leipzig, 1787

III. Abschnitt. Das Uebel ist zur Bildung des Menschen durchaus
nothwendig

[urn:nbn:de:hbz:466:1-49692](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-49692)

der Dinge? oder sind die Thiere auch einer Beredlung fähig, wozu die Leiden sie erheben müssen?

Es wäre schwer, hierin etwas entscheidendes zu sagen.

III. Abschnitt.

Das Uebel ist zur Bildung des Menschen durchaus nothwendig.

In dem ersten Theile dieses fünften Buches habe ich zu beweisen gesucht, daß das Uebel Gutes erzeugt. — Nun aber könnte man fragen, ob das Gute, die Beredlung des Menschen, nicht ohne Leiden bewirkt werden könnte? Diese Frage will ich in diesem Abschnitt untersuchen, d. h. ich will zeigen, daß das Uebel zur Beredlung des Menschen ganz und gar unentbehrlich ist.

Die Beredlung des Menschen beruht auf folgenden dreien Stücken.

1) Aufmerksamkeit, und dadurch bewirktes Bewußtseyn.

2) Thätigkeit — Thätigkeit ist die Seele der Natur.

3) Mora

3) Moralität, d. h. Einsicht und Gefühl von Ordnung, Recht, Größe und geistiger Vortreflichkeit.

Alle diese drei Stücke beruhen auf Leiden und Unvollkommenheit.

II. Kapitel.

Aufmerksamkeit und Bewußtseyn können nur durch Leiden und Unvollkommenheit bewirkt werden.

In der Vollkommenheit vereinigen sich alle Theile in ein wohlgeordnetes Ganze, so daß die genau passende Verbindung dem ungeübten Auge nicht erlaubt, Theile von einander zu unterscheiden. Daher kommt, daß uns kein Theil auffallend und merkwürdig wird; daß wir auf keines insbesondre aufmerksam werden, und wir weder die Theile, noch die Vortreflichkeit, des Ganzen bemerken lernen.

Eben so ist es mit unsern Gefühlen. Jeder vollkommnere Zustand fließt in eins zusammen, läßt keine Theile, nichts besonders unterscheiden, wenn das Gefühl nicht schon geübt ist, die Gegenstände und ihre Bestandtheile zu analysiren. Wer also beständig in einem Zustande

vollkommenen Wohlbehagens gelebt hätte, würde glücklich seyn ohne es zu wissen — ungefähr so, wie das Schaaf auf der Weide: oder vielmehr — es würde ihm wohl seyn: glücklich aber wäre er nicht; denn Glük läßt sich ohne Bewußtseyn, ohne Einsicht der Vollkommenheit seines Zustandes, ohne klares Gefühl seines Wohlseyns, nicht denken. Der Genesende ist durch seine Gesundheit glücklich, der Gesunde aber nicht, weil er seine Gesundheit nicht fühlt.

Aus diesen Grundsätzen lassen sich einige ziemlich befremdende Phänomene erklären.

II. Kapitel.

Warum die Menschen immer das Schöne in außerwesentlichen Dingen suchen.

Jene Phänomene sind beide folgende; nemlich:

1) „Die Menschen suchen, wenn sie nicht durch Kunst gebildet sind, das Schöne immer in einzelnen Stücken, in Nebendingen, in Zierathen, mit einem Worte, in außerwesentlichem Zusatz.“

2) „Sie setzen ihr Glük ebenfalls nicht in der Vollkommenheit, und dem ebenmäßigen Ver

»Ver

„Verhältniß aller Bestandtheile ihres Zustan-
des, sondern in einzelnen außerwesentlichen
Dingen.“

Die medizeische Venus, die den Kenner entzückt, behagt Kindern, Landleuten, ungebildeten Menschen, wenig. Sie sehen daran nichts, als was sie alle Tage sehen, eine Menschengestalt und einen Stein; und dies scheint ihnen der Mühe nicht werth. Ein Zwerg mit einer langen Nase und einem Brill darauf ist ihnen weit angenehmer; da giebt's etwas zu lachen. Carrikatur ist der Geschmak des Volks.

Eine bunte Kläfferei macht ihm Freude — Von der schönen Natur, von den Verhältnissen der Theile, von dem Ausdruck der Gefühle und Leidenschaften, von dem sanften Ineinanderfließen, weiß es nichts.

Diesen Geschmak überträgt es auf seine Kleidung: helle Farben, glänzende Zeuge, Flittergold — und bei vielen, die nicht zum Volke gehören — Uebertreibung der Züge der Natur, thurmhoher Kopfspuz, übermäßige Feinheit der Taille, ungeheure künstliche Hüften — Ueberall Zusatz zu der Natur. — Unsre Damen wollen unsrer schonen, und die Ge-

walt mildern, die sie über unsre Herzen haben könnten — ich weiß nicht, ob wir ihnen dafür danken werden. Unser Geschlecht hat seinen Eigensinn.

Die Schriften der rohen Völker sind wie der Puz unsrer Landleute — buntschekkelig mit starken Farben, ungeheuren Bildern.

Das ist von allen Völkern historisch richtig; nur die Griechen scheinen eine Ausnahme zu machen. Man weiß nicht, daß sie mit groben Produkten die schönen Wissenschaften angefangen hätten.

Zum Theil wahr. Allanothespis war gewiß nicht so vollkommen in seiner Kunst, als Aristophanes, und dieser hat viel härtere Züge als Menander, wenn wir aus seinem Kopisten, dem Terenz, auf ihn selbst den Schluß machen dürfen. Aeschilus und Euripides werden ziemlich gleiche Verhältnisse unter sich geben.

Die Zeiten der griechischen Barbarei sind in Fabeln eingehüllt; es ist uns kein Kunstprodukt von diesen Zeiten übrig geblieben — und daraus, daß wir von ihnen keine rohen Produkte haben, folgt zuverlässig nicht, daß keine gewesen sind.

Und

Und der göttliche Homer; — ich bitte seine Verehrer um Verzeihung — trägt er nicht einige Spuren von Ueberladung an sich? Seine vielen Dialekte, manche Bilder, überhäufte Beiwörter u. so wie Shakespeare und Corneille, unregelmäßige, gigantische Größe.

Junge Leute, wenn sie schreiben, überladen ihren Styl mit Metaphern und ausschweifenden Hyperbolen; weil sie die Helena nicht schön zu malen wissen, geben sie ihr Gold und Diamanten.

So ist es mit allen Gegenständen des Geschmacks beschaffen. Er ist immer bei seinem ersten Entstehen weit von der Natur; die Bildung desselben besteht immer darin, ihn von phantastischen Schönheiten auf die simplen Schönheiten der Natur zurück zu führen.

Dieses Phänomen ist ein wahres Räthsel. Der rohe Mensch, der nichts kennt, nichts sieht, als die bloße einfache Natur, sollte der nicht bloß die Natur empfinden? Woher bekommt er den Geschmack, der so sehr sich von der Natur entfernt? Vielmehr sollte man glauben, daß der Gebildete, dessen Phantasie geübt ist, allerlei Phantome zu schaffen, von der Natur abgehen könnte.

Wenn man tiefer in dieses Phänomen und in die Veranlassungen zu demselben dringt, so findet man die Ursachen desselben, und zwar vornehmlich in der Beobachtung, die ich im vorhergehenden Kapitel berührt habe.

Der ungebildete Mensch sieht die Schönheiten der Natur; er erkennt sie aber nicht für Schönheiten, weil er keine hervorragenden Züge darin unterscheidet. Je vollkommener die Gegenstände sind, desto weniger wird er sie schön finden. Er sieht in einem schönen genau anpassendem Gewande nichts, als eine Bedeckung des Leibes. — In Zierathen, in Reifröcken, aber fällt es auf, daß Kunst darin ist, weil die Natur solche nicht lobert. — Diese Dinge hängen außerhalb, und verbinden sich mit dem Subjekte nicht in eine Idee.

Dazu kommt, daß die Natur uns immer vor Augen liegt; die Gewöhnung macht sie uns gleichgültig. Kommt ein Zusatz dazu, so haben wir einen neuen Gegenstand, etwas, das die Idee vervielfältigt; ein ungewohnter Eindruck, ein neuer Reiz zur Aufmerksamkeit, erweckt einiges Vergnügen, das man in der Wahrnehmung eines vollkommenen, scheinbar einfachen Ganzen, nicht findet, weil man dessen Bestandtheile, und die Verhältnisse derselben,

ben,

ben, nicht sieht. Was Wunder, daß man das schön nennt, für schön hält, was uns Vergnügen gewährt!

Man erwartet, und mit Recht, daß das Schöne uns Vergnügen machen soll; man hat aber noch nicht Einsicht genug, das Schöne in der Vollkommenheit zu sehen; also findet man auch in derselben das erwartete Vergnügen nicht. Dieses wird uns von unvollkommenen Dingen gewährt — also hält man diese Unvollkommenheiten für das einzige Schöne.

Die gothischen Bauart war die einzige des unsern rohen Vorfahren; große Steinmassen, Stukaturen an allen Ecken, Thürme, Spitzen, Nischen, Schnitzwerk, oder eiserne Verzierungen an allen Thürmen, und wohl gar an den Balken der Gebäude — mit einem Wort, eine Ueberladung von Zierathen, die dem Zuschauer, der an der Simplizität nichts zu sehen weiß, immer etwas neues fürs Auge darbietet. Der verfeinerse Geschmack verachtet diese Ueberladung. — Warum? weil er in dem Ebenmaß, und in den Verhältnissen der Theile eines Gebäudes, das nichts überflüssiges hat, Nahrung genug für seine Aufmerksamkeit findet. Er sieht, wie Ebenmaß mit Bedürfnis sich paaren, wie das Nothwendige

dige

dige ein gefälliges Ansehn, wie das Schöne einen Nutzen bekommen. Dies alles sieht er. Was will er mit außerwesentlichen Verzierungen, welche ihm die größere Schönheit decken, und ihn in seinen Betrachtungen stören? er will ein Gebäude sehen, und man hat ihm den Bau mit Puppenwerk bedekt. — Wer eine Schöne sehen will, und nur Bänder und Reifen zu sehen bekommt, kann unmöglich zufrieden seyn. Zierathen gefallen mir, wenn sie die Schönheit haben; dann aber müssen sie meine Aufmerksamkeit nicht auf sich ziehn, nicht theilen. Ich muß nicht die Zierathen, sondern nur durch ihre Hülfe die Schönheit sehen, sonst sind sie mir widrig.

Diesen Geschmak hat aber nur der, der die Schönheit zu sehen weiß. Jeder andre versteht nur, Verzierungen zu sehen. In dem Fall sind alle ungebildete Menschen.

Und die Bildung unsrer Jugend trägt nicht wenig zur Erhaltung dieses groben Geschmacks bei. Mütter puzen ihre lieben Kinderchen mit allem Fleiße heraus; d. h. sie behangen dieselben mit Poffen, mit Bändern, mit bunten Bappen, mit allen den gothischen Verzierungen, womit Mode, Eitelkeit und übler Geschmak die schöne menschliche Bildung verunstalten.

unstalten. Nach den ersten Jahren der Kindheit kommen die Lehrer dazu, und arbeiten an dem Geschmak nach eben den Grundsätzen fort. Man will sie die Schönheiten der Sprache, der Dicht- und Redekunst kennen lehren, und der Herr Magister trift gerade auf den Schnickschnak, vermuthlich weil er die Schönheit selbst nicht sieht. Redefiguren, Tropen, Metaphern, und wie die Dinge alle heißen, sind die ersten Züge, auf die man den Knaben aufmerksam macht. Gerade so wohl ausgesonnen, als wenn der Maler, seinem Schüler die Schönheiten der Madonna erklärend, ihm den Schleyer, den die Schönheit haben soll, genau zergliederte, und darüber die Schönheit selbst, und wie sie dadurch gehoben wird, ver-gäße. Alle diese Floskeln sind an und für sich nichts, und ihr ganzer Werth besteht einzig und allein darin, daß sie dem Gedanken nach der Lage und den Gefühlen des Redenden die rechte Handlung geben. Wer hat sich je einfallen lassen, Stücke aus einem Gemälde nach den verschiedenen Farben heraus zu schneiden, und sie dem Liebhaber, um seinen Geschmak zu bilden, oder dem Schüler zur Umzeichnung, vorzulegen? So macht es aber die Rhetorik in dem Theile, der von Elocution handelt. Nun wird der Schüler nicht die Far-

ben

ben nach dem Subjekt, sondern das Subjekt nach den Farben einrichten.

Aus diesen Betrachtungen ließe sich beweisen, daß es einen guten und einen schlechten — d. h. einen Geschmak des geübten und des ungeübten, des scharfsinnigen und des stumpfsinnigen Menschen giebt; daß also allerdings nicht jeder Geschmak gleich gut ist, und daß man folglich über den Geschmak disputiren kann.

Der Gang des Geschmacks hieren ist mit dem Gange des Verstandes völlig parallel. Der ungebildete Mensch urtheilt nur nach äußerlichen Charakteren; er sucht seine Entscheidungsgründe weit her, er urtheilt nur über solche Eigenschaften, die stark vorstechen, die mithin von den andern sich einigermaßen absondern, und daher kein vollkommenes Ganze ausmachen. Gänzliche Vollkommenheit ist ihm nichts, oder höchstens nur eine einzelne confuse Vorstellung, worin er nichts zu unterscheiden weiß. Der geübte Verstand nimmt seine Entscheidungsgründe aus der Idee oder dem Subjekt selbst her, er weiß dieses in seine Bestandtheile aufzulösen. — Das außerwesentliche verdient seine Aufmerksamkeit nicht. Bei seinen Untersuchungen bemüht er sich, alle diese

diese

3. Abschn. Uebel ist zur Bildung nothw. 271

diese Nebendinge, der einzige Grund des Ungeübten, abzusondern und wegzuräumen. Und nach eben diesen Gesetzen wirken auch unsre Sinne.

Bei einem sanften, ebenmäßigen Lichte, (dieses Licht ist vollkommen) sieht das neugeborne Kind nichts, nicht einmal das Licht, alle Gegenstände fließen ihm in ein verworrenes Ganze zusammen. Schnelle Blitze aber (ein capriciöses unvollkommenes Licht) setzen seine Augen in Bewegung.

Gemäßigte Töne, sanfte Melodie, ist dem Ohre des Kindes unhörbar, und dem Ohre des rohen Hörsels reizlos. Donnerschläge, das Schmettern der Trompete, das rauhe Geräusch der Trommel, setzen die ungeübten oder verhärteten Fibern in Bewegung, und erwecken Aufmerksamkeit.

Sollte es nicht die Absicht des Schöpfers gewesen seyn, Ungestalheiten und Misverhältnisse, zur Bildung unsrer Sinne, unsers Geschmacks, und unsers Urtheils, zur Erweckung unsrer Aufmerksamkeit, zu brauchen, als er solche in seine Welt setzte? Vorstechende Züge reizen die schlummernden Kräfte, und Vergleichung lehrt Schönheit erkennen. Die
Natur

Natur hat überall neben schöne Gestalten Krüppel und unförmliche Massen gesetzt. Neben der hohen, schlanken Fichte, steht der knotige Eichenbaum, und die kriechende Dorne. Der Bauer Garo des Lafontaine hatte nicht so ganz unrecht, als er sagte: So der Baum, so die Frucht, wenn es recht seyn soll. *) Die riesenmäßige Eiche, mit ihren Eicheln einerseits, der dickhäuchige Kürbis, mit seinem Grassengel anderseits, machen allerdings ein sonderbares Mißverhältnis. Das Thierreich hat seine Ungegestalten und seine Misgeburten. Ueberall sieht man grobe, stark auffallende Gegenstände, die die Aufmerksamkeit wekken. Und — merkwürdig — das sind gerade die Gegenstände, welche die Augen der Kinder, und aller ungebildeten Menschen, auf sich ziehen.

III. Kapitel.

Warum die Menschen ihre Glückseligkeit immer in außerwesentlichen Dingen suchen.

Aus eben diesem Grunde läßt sich das zweite Phänomen erklären, nemlich folgendes:

„daß

*) Tel fruit. tel arbre, pour bien faire.

„daß der Mensch sein Glück und seine Zufriedenheit nie in Vollkommenheit und Ebenmaaß, sondern immer nur in einzelnen hervorstechenden Dingen sucht.“

Nicht dauerhafte Gesundheit, nicht ununterbrochene Zufriedenheit, nicht ebenmäßiges beständiges Wohlsenn — welches ein vollkommener Zustand wäre, — sondern augenblicklicher Kitzel, stückweiser Genuß, außerwesentlicher Zufall — lauter Unvollkommenheiten, weil sie außerwesentlich und unbeständig sind — machen die Freuden des menschlichen Lebens. Eine Seligkeit, wie die Seligkeit Gottes, würde der Mensch nicht fühlen; nur Wechsel, nur zerstückelte Theile vergänglicher Freuden vermögen ihn zu wekken.

Der reiche, geehrte Mann, den der Arme beneidet, lebt in einer Art von vollkommenen Zustande, wenn er nur dabei Gesundheit genießt. Allein erst durch das, was in seinem Zustande vollkommen ist, d. h. Verhältniß und Dauerhaftigkeit; durch die Befreiung von allen Nahrungsforgen, durch den beständigen Genuß der Bequemlichkeit des Lebens, durch das Vermögen, seinen Zustand nach gemäßigten und vernünftigen Planen einzurichten, durch dieses alles, sage ich, ist er nicht glücklich, die-

3ter Band. S ser

fer angenehme Zustand verliert bald durch die Gewöhnung seine Reize. Nur das, was ihn aus der Dauerhaftigkeit und dem Ebenmaße seines Wohlfeyns hebt, erweckt einige Freude in seinem Herzen.

Ist er in solchem Zustande geboren, so weiß er gar nicht einmal, daß sein Zustand glücklich ist.

Dieses läßt sich aus eben dem Grunde, als jenes Phänomen, erklären. Es ist in dem Ebenmaße, in der Vollkommenheit, nichts hervorstechendes das, die Aufmerksamkeit weckt, und das Gefühl reizt.

Daraus folgt nun, daß Unvollkommenheit und Leiden unumgänglich nothwendig waren, wenn der Mensch gebildet, zur Aufmerksamkeit und zum Gebrauch seines Verstandes gereizt werden sollte.

Auf Gefühl und Aufmerksamkeit beruht ursprünglich alle Größe und Moralität. Also beruhen diese letztern auf Leiden und Unvollkommenheit. Es ist also nicht nöthig, von den verschiedenen Stufen der Moralität und der Größe zu reden, und von jeder insbesondre zu zeigen, wie sie sich auf Unvollkommenheit und Leiden gründet. Ich enthalte mich dessen um so lieber, da ich diese Punkte schon berührt habe.

IV. Kapitel.

Zerstörung ist nothwendig, wenn der Mensch die Dinge kennen will.

Bisher haben wir gesehen, daß das Uebel zur Bildung des Menschen durchaus nothwendig ist. Nur durch Leiden kann das Gefühl, und durch Mißverhältniß die Aufmerksamkeit erregt werden. Ohne Uebel würde der Mensch nicht einmal die Dinge von einander, und ihre äußeren Bestandtheile, unterscheiden. Nun wollen wir sehn, ob das Uebel zur Erkenntniß des innern Baues der Dinge nicht unumgänglich nothwendig war.

Wenn wir ein Kunstwerk kennen lernen wollen, so müssen wir schlechterdings die Theile desselben auseinandersetzen, d. h. wir müssen das Ganze, den Bau, zerstören und so die Vollkommenheit desselben zernichten. In dem unversehrten Zustande deckt immer ein Theil den andern, und die äußern Theile verhindern uns, die innern zu sehen — und so mit den Werken der Natur. Nur Unordnung, Zerrüttung, Zerstörung, lehrten uns sie kennen. Wir müßten nicht, daß unser Blut in den Adern umläuft, wenn nicht heftige Fieber es in Wallung gesetzt, wenn nicht Ohnmachten den Puls

fast verschwinden gemacht hätten, wenn nicht zersprengte Gefäße das Blut stromweise hätten ausspritzen lassen. Ohne Krankheit würden wir auf den Bau unsers Körpers und auf die Theile, woraus er zusammengesetzt ist, nicht merken gelernt haben. Ohne den Tod hätten wir nie die erstaunenswürdige Kunst unsers Körperbaus gekannt. Diese Kunst vermuthen, errathen, wäre allenfalls möglich gewesen, wenn irgend ein Trieb dazu vorhanden gewesen wäre; aber einen anschaulichen Begriff davon hätten wir nimmermehr erhalten. Dazu mußten uns Verwesung, Zerrüttung, Wunden, modernde Gebeine, verhelphen; bis endlich der Mensch aus dem, was natürliche Zerstörung ihm gezeigt hatte, vermuthen konnte, es verlohne sich die Mühe, selbst Hand anzulegen, den wunderbaren Bau nach überwundenem Abscheu zu zergliedern, und Tiefen der Weisheit zu entdecken. Und diese Gegenstände der Untersuchung mußten Krankheit, Zerrüttung, Tod, die Schrecken des menschlichen Geschlechts, ihm liefern. Dieses ist von allen Gegenständen in der Natur wahr: nur Zerstörung kann uns das große Werk des Schöpfers lehren; wo alles vollkommen ist, und vollkommen bleibt, können wir höchstens die äußern Gestalten kennen.

Und

Und selbst die Erkenntniß unsrer Seele, unsers Ichs — so lange alle unsre Kräfte in ihrem vollen verhältnißmäßigen Gange sind, läßt sich an ihnen nichts entdecken; wenn alle Menschen die gehörigen Kenntnisse hätten, wenn es nicht welche gäbe, denen einige Kräfte fehlen, die eines oder des andern Organs beraubt sind, so würden wir vielleicht nur vermuthen, daß unsre Kenntnisse ursprünglich von den Sinnen herkommen. Es wäre schwer, die eigentlichen Quellen unsrer Vorstellungen zu erkennen.

Als Bonnet die Wirkungen der Seelenkräfte analysiren wollte, mußte er seinen hypotetischen Menschen so sehr verstümmeln, als es nur möglich war; er mußte ihn auf einen einzigen Sinn, und zwar auf den einfachsten, das heißt, den unvollkommensten, auf den Geruch, einschränken.

Die Psychologen, welche tiefer in die Kenntniß der Seele einzudringen sich bemühen, beobachten vorzüglich Wahnsinnige, Kranke im hitzigen Fieber, Kinder und dergl. d. h. unvollkommne, verstümmelte Menschen, deren Organen zerrüttet, und deren Geisteskräfte in Unordnung gerathen sind.

Also ist, wenn der Mensch gebildet und zur Kenntniß der Natur geführt werden soll, Unordnung, Unvollkommenheit, Zerrüttung und Zerstörung, unumgänglich nothwendig. Ein vollkommenes Bestall, nemlich ein solches, dessen Vollkommenheit in der Vollkommenheit aller seiner Bestandtheile bestünde, wäre für den Menschen sehr mangelhaft; dieser würde darin nicht höher gelangen, als etwa jetzt die Thiere, die nur ihre Bedürfnisse und ihre Schmerzen — nicht kennen, sondern — fühlen.

V. Kapitel.

Genuß beruht auf Zerstörung.

Nach selbst Genuß und Wollust, — was die alten Epikuräer voluptas movens, im Gegensatz eines vollkommenen ruhigen Zustandes, voluptas stans, nannten: der Genuß, sage ich, beruht auf Zerstörung.

Damit will ich eben nicht sagen, daß die Dinge, die wir genießen, zu unsern Vergnügen, der Zerstörung überliefert werden müssen, was allerdings wahr, aber allzu offenbar am Tage liegt, als daß ich mich dabei aufhalten sollte. Nein! auf der Zerstörung unsers Körpers

pers

pers beruht aller sinnlicher Genuß, der einen großen Theil der Glückseligkeit unsers Lebens ausmacht.

Und zwar:

1) Es müssen die Organen unsers Körpers, wenn sie uns zum Genuß auffodern sollen, in einem Zustande seyn, der zu ihrer Zerstörung führen würde, wenn wir ihren Wünschen nicht folgten. Vom Hunger und Durst, zween Hauptquellen der Wollust, ist es außer allem Zweifel. Aus Schonung muß ich andre Gefühle übergehen.

Die Thätigkeit, welche eine wahre Glückseligkeit ist, wenn sie aus dem Bedürfniß der Organe erfolgt, beruht wieder auf einer gefährlichen Stimmung dieser Organe.*) Die Organe sind angefüllt; werden durch Reize gereizt, beunruhigt. Sollte die Thätigkeit nicht erfolgen, nicht die strotzenden und gereizten Organe erleichtern, so würde in denselben eine gewaltsame Zerrüttung entstehen. Man sehe z. B. einen gesunden Menschen, vollter Kräfte, in die Nothwendigkeit, sich, trotz dem

S 4

*) Man sehe meine Abhandlung von den Kräften, die den Menschen zur Thätigkeit bewegen.

Reize seiner Kräfte, still zu verhalten, so werden diese seine Kräfte ihm eine tödtliche Angst verursachen, und wenn sie gar keine Wege finden können, schreckliche Zerrüttungen in seinem Körper anrichten.

Also beruht jeder Genuß, jeder Trieb zur Thätigkeit, d. i. jedes Vergnügen des Menschen, auf einem Zustand seiner Kräfte, der diesen ohne das Vergnügen den Untergang bringen würde. Vergnügen ist also mehr eine Arznei, als eine Glückseligkeit. Der Mensch ist in einem beständigen Wechsel des Ab- und Zunehmens.

Auf der andern Seite nun ist das Vergnügen, dieses Mittel der Erhaltung, ein Weg zur Zerstörung. Wenn der Genuß nicht bald aufhört, wenn die Thätigkeit nicht früh ihre Grenzen findet, so folgt bald Anstrengung, Erschöpfung, der erste Grad des Verderbens.

Jedes Gefühl, welches es auch sey, physisch oder moralisch, tugendhaft oder schändlich, ist ein außerordentlicher Reiz der Kräfte, der nicht lange anhalten kann, ohne Erschöpfung nach sich zu ziehen, und folglich ohne uns auf den Rand des Verderbens zu führen.

VI. Kapitel.

Ob das Vergnügen nicht statt der Leiden
einen Reiz zur Thätigkeit abgeben
könne.

Starke Eindrücke sind freilich nothwendig,
um das Gefühl rege zu machen, und die Auf-
merksamkeit zu fesseln; allein ist es denn eben
nöthig, daß diese Eindrücke schmerzlich seyn,
und könnte das lebhafte Gefühl des Vergnü-
gens nicht die beabsichteten Wirkungen er-
zeugen?

Allerdings würde das lebhafte Vergnügen
einige Wirkung thun; denn es kommt hier nicht
sowohl auf die Art, als auf die Stärke des Ein-
drucks an. Allein es ließe sich gegen das Ver-
gnügen bemerken:

1) Daß der Grad desselben, um einige
Wirkung zu thun, weit höher seyn müßte, als
der Grad eines schmerzhaften Gefühls. Das
Gefühl des Vergnügens ist mit der Stimmung
aller unsrer Kräfte harmonisch, folglich kann
es nicht eher merklich werden, nicht eher den
verlangten Eindruck machen, als bis es so hoch
steige, daß es über alle andre Gefühle herrsche
und gleichsam über ihnen hervorrage; daher
würden dann dieser merklichen Gefühle weit
S 5 weniger

weniger seyn, als der Gefühle des Leidens; weil es, überhaupt genommen, und in Vergleichung der ganzen Summe der Eindrücke auf uns, nur wenige Gegenstände giebt, die einen so starken Reiz in uns zu erregen im Stande sind.

Der Schmerz hingegen, als ein Eindruck, der der Stimmung unsrer Kräfte zuwider ist, wird auch im geringsten Grade merklich. Dadurch werden unendlich viele Kräfte erspart, und mit wenigem Aufwande weit größere Wirkungen erhalten. Ueberall findet der Mensch Reize, die ihn wecken, die sein Gefühl erregen und seine Aufmerksamkeit fesseln; er erreicht also viel eher und viel sicherer seine Bildung durch den Schmerz, als durch das Vergnügen möglich wäre.

2) Die Bildung durch den Schmerz geschieht in der That mit Schonung seiner Kräfte. Das Vergnügen, wenn es lebhaft ist, erschöpft bald die Organe; und wenn es anhält, drohet es der Gesundheit und dem Leben der Untergang. Wie kurze Zeit können wir diejenigen Vergnügungen aushalten, die wirklich etwas lebhaftes haben, und vermögend sind, unsre Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen! Den Schmerz hingegen, wenn er nicht übermäßig ist,

ist,

ist, kann man lange aushalten; und übermäßig braucht er nicht zu seyn, um seine wohlthätigen Wirkungen zu thun. Wer kann die mannigfaltigen Freuden des Lebens so anhaltend und so lange genießen, mit Aufmerksamkeit und immer regem Gefühle schmecken, als er irgend einen Schmerz, welcher er auch sey, erdulden kann? Wahrlich, wenn Gefühle uns wecken müssen, und wenn der Schöpfer dazu das Gefühl des Vergnügens gewählt hätte, so würden wir bald, statt der Bildung und der Glückseligkeit, den Untergang gefunden haben.

Dies konnte nicht anders seyn, da das Vergnügen nur durch sein Uebermaß über unsre allgemeine Stimmung merkbar werden konnte. Es mußte also immer eine gewaltsame Erschütterung seyn, immer ein widernatürlicher oder doch übernatürlicher Zustand, der nicht lange anhalten konnte, ohne unsre Kräfte zu zerstören. Der Schmerz hingegen bedarf keiner so gewaltsamen Erschütterung, weil er durch sein Abstechen gegen unsre Stimmung auch im geringsten Grade merklich ist.

3) Das Vergnügen, wenn es anhaltend ist, setzt uns entweder durch seine Stärke in eine Art von Betäubung, oder läßt uns durch seine

seine Mäßigkeit in Trägheit und Schlassucht verfallen. In beiden Fällen thut es die gehobte Wirkung nicht; es reizet nicht die Aufmerksamkeit, oder es betäubt solche. Der Schmerz hingegen, der selten stark genug ist, um uns zu betäuben, hat, ohnerachtet der öftern Wiederholung, oder des Anhaltens, immer noch Kraft genug, unsre Aufmerksamkeit zu reizen und zu erhalten.

Ueberdies könnte das Vergnügen unsre Aufmerksamkeit auf nichts anders lenken, als auf die Mittel, uns Vergnügen zu verschaffen, und da finden wir an diesem Reize vieles, das der erwarteten Wirkung zuwider seyn würde.

Die Begierde nach Vergnügen, die uns zur Thätigkeit reizen sollte, hätte vor sich immer ein weit freieres Feld, als der Trieb, Leiden zu verhüten; oder abzuwenden. Denn wenn ich Vergnügen suche, so stehen mir mehrertheils viele Wege offen, dazu zu gelangen; mehrere Vergnügungen bieten sich mir dar; wenn ich den Genuß, den ich suchte, nicht finde, so stoßen mir, auf dem Wege dahin, andre zu, die ich unterdessen ergreife, und worüber ich meinen Zweck vergesse, so daß ich weder Plan noch Anstrengung bedarf, um meine Absichten, über hauptgenommen, zu erreichen.

reichen. Denn wenn ich nur Vergnügen suche, so nehme ich gern mit dem einen statt des andern vorlieb, und nehme keinen Anstand, das fahren zu lassen, was ich suchte, und was mir Mühe kosten würde; und bin mit dem zufrieden, was mir ohne Mühe in die Hände fällt. Auf diese Art geht der Zweck der Gefühle, nemlich die Bildung des Verstandes, fast gänzlich verloren.

Ganz anders geht es mit den Leiden. Der Schmerz drückt; man will sich dessen befreien, man kann seine Leiden nie vergessen; Nebendinge zerstreuen nicht stark genug, so daß man von seiner Absicht abgewendet werden könnte. Es ist hier nur ein Zweck möglich, nemlich die Stillung des Schmerzes; und mehrentheils giebt es nur einen Weg, zu diesem Zwecke zu gelangen. Bei diesem Geschäfte also ist Einheit und Plan, und dieser Plan kann nicht so leicht aus den Augen verschwinden.

Der Reiz des Vergnügens kann nie ein erster Reiz seyn; denn er kann doch nur darin bestehen, daß man sich das Vergnügen wünscht, welches man schon kennt. Diese Erkenntniß erfordert nicht allein, daß man dieses Vergnügen schon genossen habe; sondern daß man sich dessen bewußt gewesen sey, und sich jetzt noch
dessel.

desselben erinnere. Also müssen Bewußtseyn, Aufmerksamkeit und Erinnerung, schon entwickelt seyn, ehe das Vergnügen seine Wirkung thun kan. Mithin kann dieses jenen Kräften nicht die erste Bildung geben.

Ferner kann das Vergnügen nur in seiner Abwesenheit wirken, und ein Reiz zur Aufmerksamkeit und Thätigkeit werden. Es ist also nur mittelbar, und durch Hülfe der Erinnerung, wirksam. Das Uebel aber wirkt unmittelbar durch seine Gegenwart. Nun aber ist's ausgemacht, daß der unmittelbare Eindruck der Dinge weit stärker ist, als die Erinnerung dieses Eindrucks. Folglich muß das Uebel, an und für sich, und durch die Art seiner Wirkung, weit kräftiger seyn, als das Vergnügen.

Daß es nicht so eine leichte Sache sey, den Menschen zur Aufmerksamkeit, zum Bewußtseyn, zur Erinnerung, zu bilden, beweiset die tägliche Erfahrung. Selbst Leiden und Schmerzen müssen einen gewissen Grad von Stärke erreichen, müssen öfters wiederkommen, ehe sie die beabsichtete Wirkung thun. Wie oft müssen Kinder sich durch Unvorsichtigkeiten kleine Leiden zuziehn, um aufmerksam und vorsichtig zu werden. Öftmals ver-
gessen

gessen sie gar einen heftigen Schmerz, wenn ihre Verpfleger es sich nicht angelegen seyn lassen, sie daran zu erinnern, und ihnen bei Gelegenheit die Vorstellung ihrer Leiden und der Ursachen derselben vergegenwärtigen.

Von den Wilden, die in gewisser Rücksicht bloße Kinder sind, erzählt man ganz auffallende Beispiele des Mangels an Vorsicht. Hier sind einige.

*) „Wenn der Abend anrückt, und das Bedürfnis des Schlags sich zu regen anfängt, ist der wilde Amerikaner durch nichts zu bewegen, seine Hangematte zu verkaufen; des Morgens ist sie ihm für eine Kleinigkeit feil. Am Ende des Winters, wenn das Andenken dessen, was er von der Kälte ausgestanden hat, noch lebhaft ist, fängt er an, Anstalten zu einer Hütte zu machen, die ihn künftig vor der Kälte schützen soll: aber kaum ist die warme Bitterung eingetreten, so ist alles vergessen, und wird nicht eher wieder an die Arbeit gedacht, bis die Kälte wieder da, und zur Arbeit es zu spät ist. Zu den vielen einzelnen Beispielen, die dieses bestätigen,

*) Siehe Feder von dem menschlichen Willen. Erst. Th. S. 114.

„gen, gehört auch das, was von den Tkal-
 „menen in Kamtschatka Steller erzählt.
 „(S. 291). Sie kaufen niemals etwas in
 „Vorrath, wenn sie es auch für den zehnten
 „Theil des Preises haben könnten. Wo einer
 „aber etwas höchst nöthig hat, so bezahlt er,
 „ohne zu dingen, was man von ihm haben
 „will, und zwar niemals für baare Bezahlung,
 „sondern auf Schulden — die künftige Bezah-
 „lung wirkt wieder weniger auf ihn. — Hier-
 „in gleichen ihm viele Europäer — Hat er
 „keine Schulden, so fängt er kein Thier, wenn
 „es ihm auch vor die Thüre käme. Es geschah
 „1740, daß ein Kaufmann einen Tkalmenen
 „klagen hörte, daß zwey Zobel alle Nacht in
 „sein Vorraths-Haus kämen und Fische stah-
 „len. Der Kaufmann lachte darüber, und
 „sagte: warum fängst du sie nicht? Was soll
 „ich mit ihnen machen, antwortete der Tkalmen,
 „ich habe keine Schulden zu bezahlen. Der
 „Kaufmann gab ihm ein halb Pfund Tobak,
 „und sagte; nimm es, so hast du Schulden.
 „Nach zwei Stunden brachte ihm der Tkalmen
 „beide Zobel gefangen, und bezahlte seine
 „Schuld.“

Die Begierde nach einem gewissen be-
 stimmten Vergnügen kann uns nichts lehren,
 und

und

und giebt zur Aufmerksamkeit und zum Nachdenken wenig Anlaß. Um einen gewissen Genuß zu begehren, müssen wir ihn schon kennen; denn das Unbekannte kann man namentlich nicht wünschen; ich muß also den Genuß schon gehabt haben, ich muß von der Erfahrung den Weg zu demselben gelernt haben; folglich darf ich ihn nicht suchen, folglich habe ich wenig dabei nachzudenken.

Wie viel aber geben mir der Schmerz und das Leiden Gelegenheit zur Untersuchung. Der Schmerz drückt mich, ich wünsche davon mich zu befreien, ohne noch zu wissen, wie ich es anfangen soll. Ich muß also suchen, nachdenken, die Natur und die Ursachen der Dinge um mich her zu erforschen trachten. Ja, noch mehr, Schmerzen werden mich leicht betriegen, wenn ich nicht recht aufmerksam bin; denn ein und derselbe Schmerz, der, wenigstens meinem Gefühle nach, derselbe ist, kann mannigfaltige und sehr verschiedene, ja sogar entgegengesetzte Ursachen haben. Wenn ich durch gewisse Mittel den Schmerz schon einmal abgewandt habe, so habe ich noch wenig gelernt. Der Schmerz kommt wieder; ich nehme zu dem bekannten Mittel meine Zuflucht, und finde mit Erstaunen, daß das Mittel, welches
3ter Band. I mir

mir sonst geholfen hat, diesmal nicht allein kraftlos ist, sondern gar meine Schmerzen vermehrt. In welche Verlegenheit muß nicht das stürzen, welche neue Arbeit bekomme ich dadurch nicht! Auf diese Weise werde ich immer zu neuer Aufmerksamkeit aufgefordert, und zu weitem Erkennen geleitet.

Wenn eine bestimmte Begierde uns wenig lehren kann, so wird uns ein unbestimmter Trieb, nach Vergnügen überhaupt, noch weniger lehren. Der angehende Jüngling fühlt in sich die ersten Spuren der männlichen Kraft, deren Gebrauch und Gegenstand er noch nicht kennt. Er wird unruhig, er seufzt, sein Herz schlägt, und sein Blut wallt, aber er wird darum nicht thätig, sondern vielmehr schlaff; er fühlt wohl, daß ihm etwas fehlt, weiß aber nicht, was es ist. Er kann also nach nichts Bestimmtes streben, und seine Plage ist ganz fruchtlos.

Und wenn auch der Mensch durch den Trieb nach Vergnügen zu einiger Thätigkeit gereizt wird; so kann diese Thätigkeit keine andre seyn, als eine thierische, weil er in dem Zustande, aus welchem wir den Weg für ihn suchen, dem Zustande nemlich der Bildungslosigkeit, kein anders, als sinnliches Vergnügen

gen kennt, kein anders zu empfinden fähig ist, und mithin kein anders suchen kann. Jetzt freilich kann der Trieb nach moralischen und geistigen Vergnügen zu großer und edler Thätigkeit anfeuern; dazu aber muß er schon gebildet seyn.

Triebe zum thierischen Vergnügen, können durch bloße thierische und instinktmäßige Thätigkeit befriedigt werden. — Der Mensch, der zu der Sättigung seiner Begierden mehr bedarf, als die bloße angebohrne Kunst, muß schon weit über dem Zustande der Natur erhoben seyn.

Thierische Leiden aber erfordern, wenn man ihnen abhelfen will, viele Kenntnisse, die den bloßen Instinkt der Natur weit übersteigen. Durch das Uebel also wird der Mensch weit über den natürlichen Zustand gehoben; durch den Trieb nach Vergnügen nicht. Also kann das Vergnügen überhaupt keinen ersten Reiz zur moralischen Bildung des Menschen abgeben.

Die Begierde nach Vergnügen würde höchstens dem Verstande einiges Geschäft, dem Herzen aber gar keines geben; hingegen würde es dieses in sich selbst einschränken. Das Vergnügen anderer rührt uns wenig, und ihr

Mangel an Vergnügen gar nicht. Beides, fremdes Vergnügen und fremder Mangel, haben keine recht auffallende und dringende Charakterzüge; also würde der Mensch in seinem Genuß und in seinem Verlangen weiter nichts, als sich selbst, sehen und fühlen. Und eine solche Bildung wäre äußerst mangelhaft.

Fremde Leiden aber machen auf uns einen starken Eindruck. Sie haben ihre auffallenden Züge, die wir nicht verkennen, und die unser Herz erschüttern; und da viele Menschen allerdings mehr Leiden haben, als einer; da uns die Schmerzen anderer öfter rühren, als die unsrigen; so wird durch die Oekonomie unser Gefühl mehr nach außen auf unsre Nebenmenschen, als auf uns selbst, gelenkt.

Das sinnliche Vergnügen, dessen einzig und allein der ungebildete Mensch fähig ist, ist in seinem physischen Theile sehr schwach, und kann nie den mächtigen Trieb abgeben, der zur ersten Bildung nöthig ist. Erst von dem, was die moralischen Kräfte hinzuthun, erst von der Erkenntnis des Schönen, von dem Zauber der Einbildung, von der Vergleichung mit einem andern Zustande, erst von den wahren und von den täuschenden Verheißungen der Hoffnung, erst von dem Gefühle der Vortreflichkeit,

trefflichkeit und der Erhabenheit, und von der Vorstellung von Glük und Unglük, muß das sinnliche Vergnügen einen höhern Werth und innern stärkern Reiz erborgen. Nur von diesen moralischen Kräften erhält der sinnliche Genuß einen Zuwachs, ohne welchen er sehr wenig Kraft haben würde; also muß das Vergnügen erst von schon erweckten moralischen Kräften seine Wirksamkeit erborgen, es kann also die moralischen Kräfte nicht wecken; nachher freilich kann es die höhere Ausbildung derselben befördern.

Und zuletzt — man will auf diesem Wege dem Uebel entgehen — und entgeht ihm doch nicht. Denn, wenn die Begierde nach Vergnügen reizend, thätig, anhaltend werden soll, so muß sie stark seyn, wie wir es schon in den ersten Betrachtungen über diesen Punkt bemerkt haben. Sie kann aber nur alsdann stark seyn, wenn sie lange unbefriedigt bleibt, wenn ihr Hindernisse in dem Wege liegen; und überdies sind diese Hindernisse nöthig, wenn Nachdenken und Thätigkeit durch die Begierde befördert werden sollen. Nun aber, ist nicht eine unbefriedigte Begierde ein Uebel, und öfters ein drückendes Uebel?

Also

Also können wir dem Uebel nicht entgehen; also ist das Uebel zur Bildung des Menschen unumgänglich nothwendig. Dies haben schon andre erkannt. Mallebranche unter andern sagt: die Vernunft allein war nicht hinreichend, den Menschen zum Guten zu reizen; sie bedurfte noch eines unangenehmen und schmerzhaften Gefühls, um geweckt zu werden. *)

Wenn die Leiden die Entwicklung des Menschen bewirkten, so müßten ja auch die rohen Völker, die Kamtschadalen und Huronen, die Lappen und Feuerländer gebildet seyn; sie sind es aber nicht.

In diesem Entwurf ist nur ein doppelter Irrthum, die Bildung nemlich wird unrichtig berechnet, und die Leiden werden zu hoch angeschlagen.

Alle unsere Ausdrücke von Eigenschaften wären nie von der Eigenschaft selbst, sondern nur immer von einem höhern Grad derselben verstanden. So nennt man Bildung nicht jede Entwicklung der menschlichen Kräfte, sondern nur die höhern Grade dieser Entwicklung, welche die vorzüglichen Menschen von den

*) La raison toute seule ne suffisoit pas, pour porter l'homme au bien; il falloit encore un sentiment affligeant et penible pour la réveiller.
Malleb. Rech. de la Vérité. Livre 5. Chap. 3.

den gewöhnlichen unterscheiden. Die allgemeine Bildung, gewiß der vorzüglichste Theil derselben, wird bei der Schätzung ganz übersehen.

Allerdings sind der Grönländer, der Eskimo, und alle die sogenannten wilden Völker, gebildet; sie haben weit mehr Künste, Geschicklichkeit und Fertigkeiten, als der Mensch haben würde, wenn man ihn der Natur gänzlich überließe.

Woher aber diese Bildung, so eingeschränkt man sie sich immer denken mag? Allerdings daher, woher alle Menschen ihre Bildung erhalten haben, von den Bedürfnissen und den Leiden, von dem Misbehagen, und den Schmerzen.

Warum sind sie aber nicht so weit in ihrer Bildung gekommen, als die civilisirten Völker?

Theils, weil ihre Lage es nicht zuließ. Der Grönländer konnte den Ackerbau nicht lernen, weil der Boden, auf welchem er wohnt, mit Eis und Schnee bedeckt ist. Der Huron und der Feuerländer konnten kein Eisen schmieden lernen, aus einem leicht begreiflichen Grunde, nemlich weil sie kein Eisen haben. Ihre Lage also machte diesen Völkern eine weitere Ausbildung unmöglich. Ihre Leiden, und wenn sie auch noch so groß waren, konnten sie zu unsrer Ausbildung nicht erheben.

Uebrigens sehe man in den Kabinetten nach, und betrachte die Proben der Kunst, welche man von diesen Völkern darin aufbewahrt. Die Spieße von verhärtetem Holz, die Körbchen, die saubern Zeuge, die künstlichen Zierathen, und was dergleichen mehr ist. Dabei vergesse man nicht, daß jene rohe Menschen zur Verrichtung dieser Kunstwerke keines von unsern zehntausend Werkzeugen haben; daß sie statt des Eisens und der Messer mit Feuersteinen schneiden, statt der Nadeln nur Fischgräten, statt des Zwirns nur Sehnen von Thieren, statt des Flachses und des Garns nur Baumrinde haben. Man bedenke, daß sie sich nicht in die verschiedenen Operationen theilen, wie wir thun, sondern daß jeder alle diese kleinen Künste lernen und treiben muß; so wird man einsehen, daß ihre Bildung wahrlich nicht so gering ist, als wir sie uns vorstellen.

Von der andern Seite irret man in der Schätzung ihrer Leiden nicht weniger. Freilich, wenn wir uns an ihrer Stelle denken, ist ihr Zustand für unsre Gefühle schrecklich; allein unsre Gefühle sind nicht die Gefühle dieser Völker, und Leiden ist ein Verhältnis. Dieses ist dadurch offenbar, daß ein sogenannter Wilder seinen Zustand gegen den unsrigen eben

eben so wenig vertauschen wird, als wir mit dem feinigern tauschen möchten. Jener Grönländer, der aus seinen Eisschollen in unser milderes Clima gebracht wurde, lebte nicht lange; unsre Delikatessen wollten ihm nicht behagen, und als er einmal Gelegenheit hatte, einen tüchtigen Trunk Thran zu thun, sprach er: o wie glücklich ist das Land, wo man sich satt in Thran trinken kann!

Beschluß des ganzen Werks.

Von der letzten Betrachtung ließe sich leicht ein ganzer Band schreiben. Hier konnte ich nur die Sache, und den Gang derselben anzeigen. Für denkende Leser wird dies zureichen — ich muß zum Beschluß eilen.

Ich habe also zu beweisen gesucht, daß es kein Grundübel giebt, noch geben kann, sondern daß das Uebel alle, physisches und moralisches, nur eine zufällige Verirrung der thätigen Kräfte in dem Menschen und in der Natur, welche nur Gutes zum Endzweck hatten, ist.

Dieses habe ich an vielen Beispielen bewiesen. Meine Absicht war, dieses von allen großen allgemeinen Uebeln, welche die lauten Klagen der Menschen veranlassen, zu zeigen.

Daraus folgte nun:

Es

Daß

Daß kein eigentliches wesentliches Uebel, kein übler Endzweck in der Welt statt findet; und daß alles Uebel nur zufällig ist.

Auf diese Art wurde der Mensch in so fern beruhigt, daß er wissen konnte:

1) Sein Schöpfer habe mit ihm keine feindseligen Absichten.

2) Daß es überall in der Welt keinen gewaltigen Feind der Menschheit giebt, dem Gott seine Geschäfte überlassen hätte.

Es meint es also in dem ganzen Reiche der Wesen niemand, weder Schöpfer noch Geschöpf, mit dem menschlichen Geschlecht übel.

Das war der Hauptgegenstand des ersten Bandes.

Nun war aber die Frage:

Ob auch selbst dieses zufällige Uebel nicht abgewandt werden könnte?

Denn wesentlich oder zufällig, das Uebel ist immer Uebel.

Da suchte ich im zweiten Bande zu beweisen:

Daß

Daß das Uebel ganz unvermeidlich ist, und selbst durch Allmacht und Allweisheit nicht abgewandt werden könnte.

1) In dem Fall, daß der Schöpfer seine Welt nach allgemeinen Gesetzen regierte.

In diesem Falle ist es unmöglich, jede Collision, jede Verirrung der Kräfte, zu vermeiden, vermöge der unendlichen Mannigfaltigkeit und der grenzlosen Combinationen.

2) Im Fall, daß der Schöpfer durch eine immerwährende Kette von Acten seine Welt regierte.

So würde selbst in diesem Fall nicht alles Uebel zu vermeiden seyn. Und dann

Würde keine Wahrheit, kein festes unveränderliches Gesetz der Begebenheiten, und folglich kein allgemeines Gesetz der Vorstellungen und Urtheile statt finden. Der Mensch würde weniger leiden, aber seine Vernunft hätte keine Bildung erhalten.

Mit dem physischen Uebel hatte diese Lehre keine große Schwierigkeit —; mit dem moralischen war es so leicht nicht; man kann sich die Nothwendigkeit desselben nicht so leicht denken.

Von

Von dem moralischen Uebel habe ich zu erweisen gesucht:

Daß es ebenfalls, wie das physische, nothwendig ist.

1) Weil der Mensch unmöglich die angeborne Allwissenheit haben konnte, mithin dem Irrthum unterworfen war, ohne Möglichkeit, davon befreit zu werden.

2) Weil der Mensch nicht eigentlich durch Vorstellungen, sondern nur durch Gefühle und Leidenschaften, zur Thätigkeit gereizt werden kann.

Gefühle und Leidenschaften sind aber nur blinde Kräfte; sie müssen also den Menschen zuweilen verirren.

Sie können nicht immer sich von den Vorstellungen leiten lassen, weil sie manchmal die Vorstellungen, (z. B. von Gefahr, wenn man helfen soll), unterdrücken müssen, und wider dieselben handeln sollen.

Die Gefühle und Leidenschaften müssen verschiedene Grade, und eine unbestimmtere Kraft haben; weil sie uns zu vielfältiger Art von Thätigkeit, und öfters zur Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeit, anspornen sollen.

Folglich steht es nicht zu vermeiden, daß Gefühle und Leidenschaften nicht oftmal zu weit

weit

weit gehen, die Einsicht verdunkeln, und wider dieselbe handeln.

Aus diesem Grunde ist das moralische Uebel ganz und gar unvermeidlich, und in seinen Ursachen nothwendig.

Dieses ist der Inhalt des zweiten Bandes

Hiermit müßte sich der Mensch, wenn er nicht unvernünftig seyn will, beruhigen; denn wer will sich gegen unabänderliche Nothwendigkeit sträuben? Worüber könnte man klagen? Da bleibt nichts mehr übrig, als die Wahl, zwischen Seyn und Nichtseyn.

Das wäre aber ein trauriger Trost. Ruhig wäre man dabei wohl, aber nicht zufrieden. Ich suchte also, ob ich nicht auch Zufriedenheit bewirken könnte, und ich glaubte, Mittel dazu zu finden.

Es war schon lange bemerkt worden, daß manches Uebel seinen Nutzen hatte. Ich sah weiter um mich hin, ob vielleicht nicht Alles Uebel seinen Nutzen, und seine gute Absicht hätte.

Da fand ich:

Daß jede Art des Uebels Nutzen bringen könnte und wirklich brächte.

Da ließ sich alles Uebel in der Welt unter folgende drei Klassen bringen:

1) Entweder es war eine Nebennothwendigkeit, oder eine unvermeidliche Folge
der

der nützlichen Einrichtungen in dem Menschen, und in der Natur;

2) Oder es war ein unvollkommenes, ein unreifes Gut;

3) Oder endlich, es war ein Mittel zu großen und wohlthätigen Zwecken.

Ich fand ferner:

Daß alles Gute aus dem Uebel entsteht.

Das ist von dem vollkommen Guten aus dem Grunde wahr, weil der Keim einer jeden Vollkommenheit nothwendig unvollkommen seyn, und unsern Augen noch unvollkommener scheinen muß. Von dem Stückwerk im Guten ist das so nothwendig nicht.

Vornehmlich läßt sich das von dem moralischen Guten, von der Tugend, behaupten.

Uebrigens fand es sich:

Daß das moralische sowohl, als das physische Uebel die vornehmste Quelle, oder wenigstens Gelegenheitsursache, oder der Reiz zu unsrer Größe und unsrer Vollkommenheit ist.

Ich habe mir manches Detail erlaubt, welches für den gekehrten Denker überflüssig seyn möchte. Meine Absicht aber war, gemeinnütziger zu werden, und auch gemeinen Lesern, die des Trostes noch mehr, als der Gelehrte, bedürfen, Trostgründe mitzutheilen.

Auch

Auch mannigmal habe ich auf Nebendinge einen Seitenblick geworfen, wenn sie mir wichtig genug erschienen haben; mehrentheils waren diese Nebendinge zwar entfernte, aber doch nothwendige Vorbereitungen zu dem, was ich zeigen wollte, und zu meinem Zweck gehörte. Zuweilen aber hat auch die bloße eigne Wichtigkeit den Dingen einen Platz in meiner Schrift verschafft.

Dahin gehört, was ich von den Kräften des Menschen, von ihrer Stufenfolge, von dem Uebergang des Physischen zum Moralischen und Geistigen, von den Absichten des Schöpfers, und dergleichen mehr, gesagt habe.

Nun glaube ich, demjenigen, der einigermaßen im Stande ist, die Dinge im Großen zu betrachten, Gründe an die Hand gegeben zu haben, die ihm das große Räthsel von dem Uebel in der Welt genugsam auflösen. Ich will gleich einen Versuch dieser Grundsätze an dem furchtbarsten Argumente, womit man jederzeit den Deisten geplagt hat, wagen.

Hier ist dies Argument, wie es Laktanz dem Epikur in den Mund gelegt hat.

*) „Entweder will Gott, spricht Epikur, das Uebel in der Welt aufhalten und kann es nicht;

*) Deus, inquit Epicurus, aut vult tollere mala, et non potest; aut potest et non vult; aut neque vult

„nicht; oder er kanns, wills aber nicht thun;
 „oder er will es weder noch kann's; oder er
 „wills und kanns. Wenn er es will und nicht
 „kann, so ist er schwach; das kann man aber
 „von Gott nicht sagen. Wenn er es kann und
 „nicht will, so ist er neidisch; und dieses ver-
 „trägt

vult neque potest, aut et vult et potest. Si
 vult et non potest, imbecillis est, quod in Deum
 non cadit. Si potest et non vult, invidus; quod
 æque alienum a Deo. Si neque vult neque po-
 test, et invidus et imbecillis est; ideoque neque
 Deus. Si vult et potest, quod solum Deo con-
 venit, unde ergo sunt mala? aut cur illa non
 tollit? Scio plerosque philosophorum, qui pro-
 videntiam defendunt, hoc argumento perturbari
 solere, et invitos pene adigi, ut Deum nihil cu-
 rare fateantur, quod maxime quærit Epicurus.
 Sed nos ratione perspecta formidolosum hoc
 argumentum facile dissolvimus. Deus enim po-
 test quicquid velit, et imbecillitas aut invidia
 in Deo nulla est: potest igitur mala tollere, sed
 non vult; nec ideo tamen invidus est. Idcirco
 enim non tollit, quia et sapientiam simul tribuit.
 et plus boni ac jucunditatis in sapientia, quam
 in malis molestiæ. Sapientia enim facit, ut etiam
 Deum cognoscamus, et per eam cognitionem
 immortalitatem assequamur; quod est summum
 bonum. Itaque nisi malum prius agnoverimus,
 nec bonum poterimus agnoscere. Sed hoc non
 vidit Epicurus, nec alius quisquam; si tollantur
 mala, tolli pariter sapientiam, nec ulla in homine
 virtutis remanere vestigia, cujus ratio sustinenda
 et superanda malorum acerbitate consistit. Ita-
 que propter exiguum compendium sublatorum
 malorum maximo, et vero, et proprio nobis
 bono careremus. Constat igitur, omnia propter
 hominem propofita, tam mala, quam etiam bona.

„niß Gottes selbst erheben; und diese Erkennt-
 „niß macht uns der Unsterblichkeit, welche das
 „höchste Gut ist, theilhaftig. Folglich, wenn
 „wir nicht schon das Uebel kannten, würden wir
 „auch nachher das Gute nicht erkennen. Die-
 „ses aber sahen weder Epikur, noch irgend ein
 „anderer, daß, wenn das Uebel aufgehoben würde,
 „mit ihm auch zugleich die Weisheit verschwin-
 „den müßte, und keine Spur von Tugend in
 „dem Menschen zurückbleiben könnte; denn die
 „Tugend besteht darin, daß man das Uebel er-
 „trage und überwinde. Mithin würde man um
 „eines kleinen Gewinnes, um der Aufhebung
 „des Uebels willen, des größten, des wahren
 „und dem Menschen eigenthümlichen Gutes sich
 „beraubt sehen. Es folgt daraus, daß alles,
 „das Uebel sowohl, als das Gute, um des
 „Menschen willen verordnet ist.“

Ich würde nicht ganz, so wie Laktanz, sa-
 gen: Gott kann das Uebel heben; denn wir
 Menschen wenigstens können uns keine Welt den-
 ken, woraus alles Uebel verbannt wäre. Ja
 wir glauben einige Unmöglichkeiten in dieser Auf-
 hebung des Uebels zu sehen; also dürfen wir es
 nicht wagen, mit Laktantius zu entscheiden, daß
 Gott alles Uebel in seiner Schöpfung vermei-
 den, oder aus seiner Welt vertilgen könnte. Es
 scheint uns, daß das Uebel, oder wenigstens die

Mög

Möglichkeit desselben, ein nothwendiges Resultat von der Natur und der Constitution der Dinge überhaupt ist. Damit wird der Allmacht Gottes nichts vergeben; denn die Allmacht besteht nicht darin, Unmöglichkeiten zu realisiren, noch die Natur der Dinge zu ändern; sondern darin: jedes Ding nach der Möglichkeit seines Wesens, und nach dem Erfordernisse der Combinationen zur Erreichung seiner Zwecke einzurichten.

Das aber würde ich sagen, daß, wenn die Aufhebung des Uebels eine Möglichkeit wäre, der Schöpfer dennoch das Uebel nicht aufheben würde, weil das Uebel ein Mittel, und, aller Wahrscheinlichkeit nach, das einzige Mittel ist, zur Erreichung seiner großen Absichten; nemlich zur Veredlung seiner Geschöpfe überhaupt, und vornehmlich des Menschen insbesondere.

Darin ist aber die Weisheit des Schöpfers unaussprechlich groß, daß er das unabänderliche Wesen der Dinge, und das unvermeidliche Uebel so zu lenken und zu brauchen wußte, daß er seine größten Absichten dadurch erreichte; so daß man nicht weiß, welches von beiden concurrirenden Gesetzen, nemlich das Gesetz der wesentlichen Nothwendigkeit der Dinge, und das Gesetz der Weisheit und Güte des Schöpfers, das Grundgesetz bey der Einrichtung der Welt ge-

wesen ist. Wir haben daran in dieser Schrift selbst einige merkwürdige Züge gesehen. Es ist mir also gleichviel, man mag mir zugeben oder abläugnen, daß Gott das Uebel vermeiden konnte, oder daß er es nicht konnte. Wenn er es nicht konnte, verliert seine Allmacht nichts; wenn er es konnte, ist seine Weisheit groß; konnte er es aber nicht, so ist sie noch größer: denn in diesem Falle hat er die Nothwendigkeit und Weisheit vollkommen zu vereinbaren gewußt, daß beide alle ihre Rechte behauptet haben.

Also finde ich in diesem Argumente, gewiß das furchtbarste, oder vielmehr das einzige, welches man je den Verehrern der Gottheit und der Fürsorgung entgegen gesetzt hat, — nichts, das sich nicht durch Grundsätze meiner Theorie auflösen ließe.

Wenn das ist, so habe ich gewiß alles geleistet, was man von mir verlangen kann, und ich wünsche, in den Herzen aller meiner Leser die Beruhigung zu erzeugen, welche mir diese Theorie verschafft hat.